

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 6

Artikel: Geschichte der schweizerischen Literatur
Autor: Jenny, Ernst / Rossel, Virgile
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

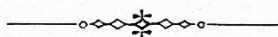
jitz no der schöner Himmel, dert chunnt mer de fei Möntsch hne, das gitt tusigmilione mal der schöner, das gitt de der Roshhimmel!"

Die zwöi Angeli hei der Gabriel usglachet und hei gmeint, es gäbi ja gar fei Roshhimmel. „Dänk wohl gits eine,“ het der Gabriel gseit, „wartet nume no e chlh, de gseherts de.“ Är het es chhners Tischli abgruumt und het es Tischtuech drüber gschbreitet. De isch er wider uf der Erde ume-gfloge und het armi, chranki Rosh gsuecht für sy Himmel. Lang isch es nid gange, so het er gha, was er gsuecht het. Mit emene Choli, wo fei Chopf meh het gha und emene Schümmel, wo der Schwanz und drü Bei gfählt hei, isch er i Roshhimmel ufe gfloge.

Sitz isch es schtill worde bi däne Angeli im rächte Himmel und bim Angel Gabriel im Roshhimmel, so schtill, daß der Liebgott z'grächtem hgschlaf=n=isch.

Wo=n=er du wider erwachet isch, sy alli drei Angel bi=n ihm gsäffe und hei ne gmüntschlet. Under der Schtubetür isch em Liebgott sy Frau und zuglych d'Mutter vo däne drei Angel gschtande und het gseit: „Das isch wider einisch e schöni Ornig da inne!“

Die Angeli hei der Liebgott agluegt und hei gmeint: „Mir sy drum e chlei im Himmel gsi.“ De sy si zu der Muetter gschbrunge und hei nere gflattiert: „D, hüt isch e schöne Sunntig gsi!“ Dusse hets geng no gränet was abemöge het und geng no nöji Rägewulke sy vom Frhbürgbiet här cho.



Geschichte der Schweizerischen Literatur.

Von Ernst Jenny und Virgile Rossel.*)

Ich will nicht untersuchen, ob der „Versuch“, die Geschichte des geistigen Lebens der Schweiz im Zusammenhange darzustellen und demgemäß eine Einheit zu schaffen, wo in Wirklichkeit nicht nur eine Zweisheit, sondern eine Vierheit besteht, gelungen sei oder je gelingen könne. Ich würde mich freuen, wenn ich feststellen könnte, daß unsere vier Literaturen, oder auch nur die deutsche und die französische, eine sachgemäße und schöne geschichtliche Darstellung gefunden haben. Allein die Literatur der französischen Schweiz kenne ich zu wenig, als daß ich wagen würde, die Behandlung, welche Virgile Rossel ihr hat angedeihen lassen, auf ihren Wert zu prüfen; die von Ernst Jenny ausgearbeitete Literaturgeschichte der deutschen Schweiz dagegen hat mir im zweiten Bande eine schwere Enttäuschung bereitet. So weit sie sich mit der Schilderung der geistigen Zustände der Schweiz im allgemeinen beschäftigt und soweit sich Jenny auf die zusammenfassende Wiedergabe wissenschaftlicher Vorarbeiten von andern Fachleuten beschränkt, ist alles annehmbar. Wo es sich jedoch

*) Bern, Verlag von A. Francke, 1910. Zwei Bände zusammen Fr. 12.50.

darum handelt, selbständig die einzelnen Dichter zu charakterisieren, ihre Darstellungsweise, ihren Stil zu kennzeichnen, einen Begriff von ihrer Lebensauffassung und Weltanschauung zu geben und jeden in seiner Besonderheit erscheinen zu lassen, versagt sein können. Auf Schritt und Tritt begegnet man Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung der Gegenstände, Flüchtigkeiten, Lücken, einseitigen Urteilen, Hervorhebung von Nebensächlichem auf Kosten des Wichtigen und einem entschiedenen Mangel an Gerechtigkeitsliebe. Nur selten nimmt er einen Anlauf, uns in die Vorstellungswelt der Dichter, deren Werke er beurteilt, durch eine klare und bündige Analyse einzuführen und so dem Leser die Möglichkeit zu verschaffen, sein Urteil zu verstehen. Kellers und Meyers Gedichte werden nur obenhin gestreift, während er für den Lyriker Leuthold sechs Seiten übrig hat — allerdings um nebenbei auch ein bißchen zu polemisieren. Die künstlerisch hervorragendsten Erzählungen Jakob Freys kennt Jenny nicht, wie er überhaupt keinen Sinn hat für das Organische in der Kunst; ebensowenig nennt er die bedeutendste Arbeit Paul Irgs; der Lyriker Friedrich Vopp, der zu unsern besten gehört, wird nicht erwähnt, die Erzählungen Sochims werden als unkünstlerisch einfach totgeschwiegen, obschon in einzelnen mehr wirkliches Leben pulsiert als in manchem Werke sogenannter „Sterne“ an unserem Literaturhimmel. Diese und andere Lücken ließen sich einigermaßen entschuldigen, wenn der Verfasser prinzipiell nur diejenigen Werke in Betracht gezogen hätte, welche gemäß ihrem Kunstwerte zum eisernen Bestande gehören, und wenn das wahrhaft Bedeutende und Dauernde eine angemessene Behandlung und Bewertung erfahren hätte. Weder das Eine noch das Andere trifft hier zu. Man lernt weder Keller noch Meyer, weder Widmann noch Spitteler ihrer literarischen Eigenart nach kennen, und was Jenny über die jüngeren schweizerischen Dichter zu sagen weiß, ist erst recht belanglos. Ein Literaturgeschichtsschreiber sollte doch, wenn er ein Kunstwerk und seinen Stil beurteilen will, selber Sinn für das Organische, sowie Stilgefühl besitzen. Besäße Jenny das erste, würde er nicht soviel einseitige Geschmacksurteile vorbringen, die nur den Eindruck wiedergeben, welche ein Werk in seiner subjektiven Empfindung hervorgerufen haben, würde er auch nicht den Hauptfehler begehen, beständig einen Schriftsteller am andern zu messen, sondern mehr darauf bedacht sein, die Individualität jedes einzelnen zu erfassen. Den gerügten Mangel an Stilgefühl aber beweist seine eigene Schreibweise. Man höre: „Die Quelle (des Humors bei Keller) konnte wohl vorübergehend getrübt oder verstopft werden durch die Härte des Kampfes ums Dasein“; „Nur ein Keller konnte aus dem spröden Erlebnis . . . Erzählungen voll Blut und Wärme zimmern“; . . . tatsächlich wurde diese Schöpfung („Der grüne Heinrich“) die glänzendste deutsche Dichtung, die den Blütenduft eines künstlerisch durchgeführten Materialismus und Atheismus aufweist“; „die Romantik, die lieber in sich hineinhorchte und das ungeläuterte Gold, welches die gesunden Sinne dem Künstlerhirn zu führen, unterwertete. Solchen Stilblüten, unnatürlichen und unanschaulichen Wendungen begegnet man leider sehr häufig.

Wie leichtfertig er charakterisiert, will ich an einem Beispiele dartun. Ich greife zu diesem Zweck einige Stellen aus dem Abschnitt heraus, den

Jenny mir gewidmet hat. Ich könnte auch den Abschnitt über J. C. Heer, Ernst Zahn, Fritz Marti oder irgend einen andern der jüngern Schriftsteller herausgreifen und würde zum selben Resultate kommen: daß wir in Jennys Arbeit bitterbösen Feuilletonismus, aber beileibe keine ernsthafte Literaturgeschichtsschreibung vor uns haben. In dem erwähnten Abschnitt heißt es z. B.: „Zuerst stand er (Bögtlin) unter dem Eindruck Leutholds“. Hier mißbraucht Jenny schlangweg eine Äußerung meines Helden in „Jugendliebe“, indem er sie auf mich anwendet. Wenn sich keine Spuren von Leuthold in meinen Arbeiten nachweisen lassen, hat es keinen Zweck, derartiges zu erwähnen; namentlich dann nicht, wenn man sonst nichts „Positives“ über mich auszusagen weiß, als daß ich Probleme dichterisch zu lösen versuche. (Als ob ich je von einem Problem ausgegangen wäre! Steht nicht überall die Begebenheit und die Erfahrung im Mittelpunkt, sogar im „Hansjakob“?) Gleich hernach fährt Jenny fort: „später aber wirkte auf ihn Meyers und wohl auch französische Kunst. Das zeigen die etwas schwerfällige Reformationsnovelle „Meister Hansjakob“ und die Erzählungen „Heilige Menschen“. Hier würde es ebenso schwer halten, Meyer'schen oder französischen Einfluß nachzuweisen. Die Behauptung ist völlig aus der Luft gegriffen und kann sich höchstens an die Tatsache anklammern, daß ich meine erste größere Arbeit C. F. Meyer gewidmet habe. Dies geschah aber nicht etwa, weil ich mir Meyer zum Vorbild genommen, sondern weil er sich sehr freundlich für mich interessiert hatte. (Nebenbei: Weshalb weist Jenny bei Zahn nicht auf Vorbilder, nicht auf entlehnte Motive hin, wo dies doch so leicht gewesen wäre? Die „Reformationsnovelle“ spielt übrigens zur Zeit der Gegenreformation. „Schwerfällig“ ist nach seiner Ansicht das Bezeichnendste für die Arbeit, welche C. F. Meyer „temperamentvoll und recht individuell erzählt“ nennt. Was das „Vaterwort“ und „Das neue Gewissen“ mit der mir imputierten und unglücklich formulierten „höchsten ethischen Forderung“ zu schaffen haben, begreife ich nicht und wahrscheinlich sonst niemand außer Jenny. Bögtlin „arbeitet mühsam“. Woher weiß dies Jenny? Offenbar ist ihm gar nicht bekannt, welche Pflichten ich zu erfüllen habe, wie selten die Tage sind, die mir für schriftstellerische Arbeit zur Verfügung stehen. Natürlich muß ich es Berufeneren überlassen, zu entscheiden, ob „der Fluß der Sprache und die Klarheit der Motive“ unter dem mühsamen Arbeiten leide. übrigens eine erstaunliche Logik! Ein gewisser Lessing hat auch „mühsam“ gearbeitet, ebenso ein Spitteler (S. 282), und doch hat weder der Fluß der Sprache noch die Klarheit der Motive darunter gelitten.

Auß dem, was Jenny über meine Novellen, Geschichten und Skizzen sagt, die unter den Titeln „Liebesdienste“ und „Jugendliebe“ gesammelt wurden, muß ich schließen, er habe sie nicht gelesen, sondern bloß einseitige Rezensionen darüber. Alles Geflunker, nicht aber Geschicht! Besäße Jenny die nötige Selbstständigkeit und Gewissenhaftigkeit in der Nachprüfung der Urteile anderer, müßte er nicht meistens auf die Tageskritik zurückgreifen, so würde es ihm kaum zustoßen, den Inhalt der Arbeiten zweier Schriftsteller (Schild und Wyß) auf Seite 312 mit einander zu verwechseln. Offenbar weiß er gar nicht, was der „Großätti aus dem Leberberg“ für ein Ding ist.

Nach seiner Darstellung muß ich ferner annehmen, er betrachte „Manesse“ im Gegensatz zu den eben genannten Sammlungen als ein Kunstwerk und zwar einzig deshalb, weil er einen „starken Eindruck“ hinterläßt. Als ob ein Kunstwerk unsere Seele nicht auch bloß wie ein Hauch berühren dürfte!

Mein Gesamturteil vertieft sich zur Überzeugung, daß die deutsch-schweizerische Literaturgeschichte noch zu schreiben ist. Gerade der zweite Teil, in welchem das „Hauptgewicht auf die Neuzeit gelegt ist“, macht durchaus den Eindruck schnellfertiger Dilettantenarbeit. Weshalb hielt sich der Verlag nicht an bewährte Männer wie Adolf Frey, Hans Trog, Albert Geßler, Emil Ermatinger, Bernhard Wyß, Alfred Schaer u. a.?

Mühselige Hauswissenschaft.

Der Einfluß der Durchlüßbarkeit der Wohnungen auf die Sterblichkeitsverhältnisse.

Wie die „Soziale Praxis“ berichtet, wurde im Auftrage des Local Government Board eine wertvolle Untersuchung von Dr. Darr-Mair durchgeführt in Bezug auf den Einfluß der Durchlüßbarkeit der Wohnungen auf die Sterblichkeitsverhältnisse. Es galt, die vergleichenden Zahlen über Sterblichkeit zu finden zwischen Häusern, die so gebaut sind, daß ein Durchzug der Luft stattfindet, und Häusern, bei deren Bauart dies nicht möglich ist. Die Untersuchungen erstrecken sich auf 13 Industriestädte in Yorkshire. Man wählte nur Häuser, die auf gesundem Grund und Boden standen und eine sonst einwandfreie Bauart aufwiesen, um andere Einflußquellen für die Beurteilung der Sterblichkeitsverhältnisse möglichst auszuschalten, da nur die mehr oder weniger gute Durchlüßbarkeit das unterscheidende Merkmal sein sollte. Schließlich wurden, um Zufälligkeiten möglichst zu vermeiden, die Sterblichkeitsverhältnisse der zur Untersuchung kommenden Häuser für einen Zeitraum von 10 Jahren (1898 bis 1907) aufgenommen. Da es sich um bestimmte, hauptsächlich von der Industriearbeiterschaft bewohnte Gegenden handelte, so waren die zur Untersuchung gelangten Häuser ungefähr von der gleichen Klasse Personen mit ähnlichen Einkommensverhältnissen bewohnt. Allerdings stellt sich die Durchschnittsmiete in den durchlüßbaren Häusern um etwa 1 sh pro Woche höher, so daß die wirtschaftliche Lage der Bewohner im ganzen wohl als besser anzusehen ist als der Bewohner der Häuser anderer Bauart. Aber dieser Unterschied ist zu unbedeutend, um die Ergebnisse wesentlich beeinflussen zu können.

Auf Grund des nach allen Seiten hin vorsichtig gewählten Materials hat sich ergeben, daß die Sterblichkeit in den Wand- an Wandhäusern um 15% höher ist als in den zu durchlüftenden Häusern. Ja, der Unterschied steigt bis auf 20%, wenn die Wand- an Wandhäuser in lang fortlaufenden Straßenzügen ohne Unterbrechungen durch Nebenstraßen stehen. Günstiger dagegen stellt sich die Bauart in Blocks von vier aneinander stoßenden Häusern. Bei dieser Bauart ist wenigstens eine seitliche Durchlüftung